

(Nachdruck verboten.)

39]

Foma Gordjejew.

Roman von Magim Gorli. Deutsch von Klara Brauner

Von den dunkeln Lippen des Paten ergossen sich wie ein schneller, glühender Strom die Foma bekannten, knarrenden, doch selbstbewußten und gewandten Reden. Er hörte nicht zu, von dem Gedanken an die Freiheit erfaßt, die ihm so leicht erreichbar erschien. Dieser Gedanke hatte sich ihm ins Hirn eingenistet, und in seiner Brust wuchs immer mehr der Wunsch, seinen Zusammenhang mit diesem trüben, langweiligen Leben, mit dem Paten, den Dampfschiffen, der Börse und den Orgien zu zerreißen, mit allem, in dessen Mitte sein Leben so schwül und eng war.

Die Worte des Alten drangen wie aus der Ferne zu ihm: sie verschmolzen mit dem Klirren des Geschirrs, dem Schlurren der Füße der Kellner auf dem Fußboden und mit dem Schreien der Betrunknen. Nicht weit von ihnen saßen vier Kaufleute an einem Tisch und stritten laut:

„Zwei und ein Viertel, da kannst Du Gott danken!“

„Luka Mitritsch! Wie geht denn das?“

„Vierte ihm zweieinhalb!“

„Er hat recht! Das mußt Du ihm geben . . . Das ist ein schöner Dampfer und fährt schnell . . .“

„Brüder! Ich kann nicht . . . Zwei und ein Viertel!“

„Und dieser ganze Unsinn in Deinem Kopf stammt von Deiner jungen Wildheit!“ sagte Majakin mit Nachdruck und klopfte dabei mit der Hand auf den Tisch. „Deine Bravour ist nichts als Dummheit; alle Deine Worte sind leeres Geschwätz. Willst Du vielleicht ins Kloster gehen? Oder, wie die Räuber, auf die Landstraße?“

Foma hörte zu und schwieg. Der Lärm, der um ihn schwirte, schien ihm immer ferner zu rücken. Er sah sich in der Mitte einer ungeheuren, geschäftigen Menschenmenge; die Menschen rennen herum, ohne daß man weiß weshalb, und kriechen aufeinander, ihre Augen gloken gierig, sie brüllen, schimpfen, fallen, drücken einander und stampfen alle auf demselben Platz herum. Er fühlt sich schlecht unter ihnen, weil er nicht begreift, was sie wollen, an ihre Worte nicht glaubt und fühlt, daß auch sie selbst an sich nicht glauben und nichts begreifen. Und wenn man sich aus ihrer Mitte losreißen kann, in die Freiheit, auf den Rand des Lebens geht und sie von dort aus betrachtet, dann kann man alles begreifen. Dann begreift man auch, was sie brauchen, und sieht, wo man seinen Platz unter ihnen hat.

„Ich verstehe ja,“ sagte Majakin schon sanfter, da er Foma nachdenklich sah und glaubte, er denke über seine Worte nach. „Du willst glücklich sein . . . Ja, mein Freund, das läßt sich nicht so schnell erhaschen . . . Man muß danach suchen, wie nach einem Pilz im Walde, man muß seinen Rücken heugen . . . und wenn man es gefunden hat, muß man nachsehen, ob es kein Giftpilz ist.“

„Werden Sie mich also befreien?“ fragte Foma und erhob plötzlich den Kopf. Majakin wich seinem flammenden Blick aus.

„Pater! Wenn auch nur für kurze Zeit — lassen Sie mich aufatmen, lassen Sie mich vor alledem zur Seite treten!“ bat Foma. „Ich werde mir ansehen, wie alles vor sich geht . . . und dann . . . Sonst werde ich ein Trinker werden.“

„Sprich keinen Unsinn! Was stellst Du Dich blöde?“ schrie Majakin zornig auf.

„Nun gut!“ antwortete Foma ruhig. „Gut! Sie wollen nicht? Dann wird nichts aus mir werden! Ich werde alles verschleudern! Wir haben uns nichts mehr zu sagen . . . Adieu! Ich gehe jetzt ans Werk — Sie werden sehen! Sie werden Ihre Freude haben . . . es wird alles in Dunst aufgehen!“

Foma war ruhig und sprach mit Sicherheit; er glaubte, daß, wenn er das beschlossen hatte, der Pater ihn daran nicht hindern konnte. Doch Majakin richtete sich auf und sagte einfach und ruhig:

„Weißt Du, was ich mit Dir thun kann?“

„Was Sie wollen!“ sagte Foma mit einer Handbewegung.

„Also, ich will folgendes: ich kehre nach Hause zurück und werde mich bemühen, daß man Dich für verrückt erklärt und ins Irrenhaus sperrt.“

„Geht denn das?“ fragte Foma mißtrauisch, doch schon mit Angst in der Stimme.

„Bei uns geht alles, mein Lieber.“

„Ja . . .“

Foma senkte den Kopf, blickte dem Paten finster ins Gesicht und fuhr bei dem Gedanken zusammen:

„Er läßt mich einsperren . . . ihm wird's nicht leid thun . . .“

„Wenn Du Dich ernstlich widersetzt, muß ich auch ernstlich handeln . . . Ich habe Deinem Vater das Wort gegeben, Dich auf die Füße zu stellen . . . Und ich werde Dich hinstellen, wenn Du aber nicht stehst, werde ich Dich in Eisen schmieden . . . Dann wirst Du schon stehen . . . Ich weiß aber, daß alle diese Deine heiligen Worte eine schlechte Laune nach dem Mauth sind . . . Wenn Du das aber nicht sein läßt, wenn Du Dein skandalöses Leben weiter führst und das vom Vater erworbene Vermögen aus Uebermut verschleuderst, werde ich Dich bis über den Kopf zudecken; ich werde eine Glocke über Dich schmieden lassen. Es ist sehr unbequem, mit mir zu scherzen.“

Majakin sprach sehr freundlich. Die Furchen auf seinen Wangen hatten sich alle nach oben verzogen, und die Augen lächelten spöttisch und kalt aus ihren dunklen Säden hervor. Und auf der Stirn bildeten die Runzeln ein seltsames Muster, das sich bis zur Glaxe hinauf erstreckte. Sein Gesicht war unbeugsam und unbarmherzig, und Fomas Seele wurde von Vangigkeit und Kälte angeweht.

„Ich kann also nirgends hin?“ fragte Foma düster. „Sie versperren mir alle Wege?“

„Es ist ein Weg da; geh' ihn nur! Und ich werde Dich führen. Da kannst Du ruhig sein, es wird mit Sicherheit geschehen! Du wirst auf dem Platz anlangen, auf den Du gehörst.“

Dieses Selbstbewußtsein, dieses ununterbrochene Prahlen brachten Foma auf. Er steckte die Hände in die Taschen, um den Alten nicht zu schlagen, richtete sich auf und sagte ihm ins Gesicht, indem er die Zähne aufeinanderpreßte:

„Warum prahlen Sie immer? Womit hast Du zu prahlen? Wo ist denn Dein Sohn? Was ist mit Deiner Tochter? Ach Du . . . Lebenskünstler Du! Nun, Du bist ja klug, Du weißt alles . . . Sag, wozu lebst Du? Wozu speicherst Du Dein Geld auf? Wirst Du denn nicht sterben? Also wie ist's dann? Du hast mich gefangen genommen, hast mich überfallen und bezwungen . . . Warte noch; vielleicht komme ich noch los! Es ist noch nicht zu Ende! Ach Du! Was hast Du in Deinem ganzen Leben gemacht? Was wird man Dir nachsagen? Der Vater hat ein Haus gebaut, und was hast Du gethan?“

Majakins Runzeln zuckten und senkten sich alle, was seinem Gesicht einen kränklichen, weinerlichen Ausdruck verlieh. Er öffnete den Mund, sagte aber nichts und blickte sein Taufkind erstaunt und fast ängstlich an.

„Wie kannst Du Dich rechtfertigen?“ fragte Foma leise, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

„Schweig, Grünhänbel!“ sagte der Alte und musterte den Saal mit einem erregten Blick.

„Ich habe alles gesagt! Und jetzt geh' ich! Halte mich!“

Foma erhob sich vom Sessel, stülpte sich seine Mütze auf den Kopf und blickte den Alten voll Haß an.

„Geh' mir — ich, ich werde Dich fangen! Es wird so, wie ich will!“ sagte Jakob Tarassowitsch mit schwankender Stimme.

„Und ich werde mich amüsieren! Ich werde alles verthun!“

„Gut; wir wollen sehen!“

„Adieu, Du Held!“ sagte Foma lächelnd.

„Auf baldiges Wiedersehen! Ich lasse von dem meinigen nicht ab; ich liebe es, ich liebe auch Dich. Das macht nichts, Du bist ein lieber Bursche!“ sagte Majakin leise und als fehle ihm der Atem.

„Liebe mich nicht — lehre mich aber . . . Du kannst mich aber nichts Rechtes lehren!“ sagte Joma, wandte dem Alten den Rücken und ging aus dem Saal.

Jakow Tarassowitsch blieb im Gasthaus allein zurück. Er saß am Tisch, beugte sich darüber und malte Arabesken auf das Servierbrett, indem er den zitternden Finger in den ausgeschütteten Was funkte. Sein spitziger Kopf beugte sich immer tiefer über den Tisch, als könne er das, was sein ausgetrockneter Finger auf dem Brett malte, nicht entziffern und nicht verstehen.

Auf seiner Nase glänzten Schweißtropfen, und die Furchen auf den Wangen zuckten wie gewöhnlich oft und erregt auf.

Das Gasthaus war von lautem Lärm erfüllt, der die Fensterscheiben klirren machte. Von der Wolga tönten die Pflöge der Dampfschiffe, das dumpfe Aufschlagen der Räder auf dem Wasser und die Rufe der Auflader herüber — das Leben ging ohne Ermüdung und ohne Zweifel vorwärts.

Jakow Tarassowitsch winkte dem Kellner und fragte ihn selbstsam eindringlich und gespannt:

„Was habe ich für alles zu zahlen?“

Zehntes Kapitel.

Bis zu dem Streit mit Majakin hatte sich Joma aus Lebensüberdruß, aus Neugierde und halb gleichgültig der Ausschweifung ergeben; jetzt that er es mit Erbitterung, beinahe mit Verzweiflung, von einem rachedurstigen Gefühle und einer Vermessenheit den Menschen gegenüber erfüllt, einer Vermessenheit, die auch ihn selbst manchmal wunderte. Er sah, daß die Menschen, die ihn umgaben, gleich ihm, ohne jede Stütze und ohne jedes Ziel waren; sie begriffen das nur nicht oder wollten es absichtlich nicht begreifen, um sich dadurch nicht zu hindern, blind zu leben und sich, ohne viel zu denken, der Welle des lustigen Lebens hinzugeben. Er fand nichts Festes, nichts Widerstandsfähiges in ihnen; im nüchternen Zustande erschienen sie ihm unglücklich und dumm, betrunken waren sie widerlich und noch dümmer. Niemand von ihnen erregte seine Achtung oder sein innerliches, herzliches Interesse, er fragte nicht einmal nach ihren Namen, vergaß, wann und wo er sie kennen gelernt hatte, und da er sie mit einer verächtlichen Neugier behandelte, fühlte er immer den Wunsch, ihnen etwas Stränkendes zu sagen oder zu thun. Er verbrachte mit ihnen die Tage und Nächte in verschiedenen Vergnügungsorten, und seine Bekanntschaften hingen immer von der Kategorie des Lokales ab. In den teuern und eleganten Etablissements umringten ihn verschiedene Abenteurer, die dem besseren Publikum angehörten: Spieler, Coupletisten, Zauberkünstler, Schauspieler und durch ein ausschweifendes Leben verarmte Gutsbesitzer. Diese Menschen verhielten sich ihm gegenüber zuerst herablassend und prahlten vor ihm mit ihrem feinen Geschmacke und mit ihrem Verständnis für Weine und Speisen. Dann schmeichelten sie ihm, machten ihm den Hof und borgten bei ihm Geld, das er, ohne zu zählen, verschwendete; er bezog es von Banken und entlich es schon auf Wechsel. In den billigen Gasthäusern umkreisten ihn wie Geier Friseur, Marquiere, Kommiss, Beamte, Choristen. Er fühlte sich in ihrer Mitte stets besser und freier. Er hielt sie für einfache Menschen, die nicht so verkrüppelt und verstümmelt waren wie dieses ganze „bessere Publikum“ der eleganten Restaurants; sie waren weniger verderbt und gescheiter und wurden von ihm besser verstanden, manchmal äußerten sie gesunde, starke Gefühle, und immer war in ihnen mehr Menschliches. Sie waren aber ebenso geldgierig wie das bessere Publikum und raubten ihn unverschämt aus; er sah es und verhöhnzte sie auf eine brutale Weise.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Gemütsbewegungen.

Von Anton Tschchow.

Die Sache trug sich vor ganz kurzer Zeit im Moskauer Landgericht zu. Die Assessoren, die über Nacht im Gericht blieben, unterhielten sich vor dem Schlafengehen über heftige Gemütserschütterungen. Sie wurden auf dieses Thema durch die Erinnerung an einen Jungen gebracht, der, wie er erzählte, infolge eines fürchterlichen Augenblickes zum Stotterer geworden und ergraut war. Die

Assessoren beschloßen, daß jeder von ihnen, bevor sie sich zur Ruhe legten, seine Erinnerungen aufwirbeln und irgend etwas erzählen sollte. Des Menschen Leben ist kurz, doch giebt es keinen Menschen, der sich dessen rühmen könnte, keine aufregenden Augenblicke durchgemacht zu haben. Der eine Assessor erzählte, wie er dem Ertrunkenen nahe war; der andre gab zum besten, wie er einmal nachts in einem Ort, wo es weder Aerzte noch Apotheken gab, sein eigenes Kind vergiftete, indem er ihm irrtümlicherweise anstatt Salzsäure Vitriol zu trinken gab. Das Kind starb nicht, aber der Vater wäre beinahe um seinen Verstand gekommen. Der dritte, ein noch nicht alter, kränklicher Mensch, beschrieb, wie er zweimal der Verführung des Selbstmordes nicht widerstehen konnte: einmal versuchte er, sich zu erschießen, ein andres mal warf er sich unter die Räder des Zuges.

Der vierte, ein kleiner, elegant gekleideter, runder Kerl erzählte folgendes:

„Ich war nicht älter als 22—23 Jahre, als ich mich über die Ohren in meine jetzige Frau verliebte und ihr einen Heiratsantrag machte . . . Jetzt würde ich mich gern dafür prägen, daß ich so jung geheiratet habe, doch ich weiß nicht, was damals geschehen wäre, wenn Katscha mich abgewiesen hätte. Meine Liebe war echt, ganz so, wie sie in Romanen beschrieben wird, toll, leidenschaftlich und so weiter. Mein Glück nahm mir alle Ruhe, ich wußte nicht, wohin ich mich vor ihm flüchten sollte, ich wurde meinem Vater, meinen Freunden und den Diensthofen überdrüssig, die beständig meine Erzählungen anhören mußten, wie sehr ich verliebt war. Glückliche Menschen sind am langweiligsten. Ich langweilte alle schrecklich, jetzt schäme ich mich dessen . . .“

Unter meinen Freunden befand sich damals ein junger Anwalt. Jetzt ist er ein in ganz Rußland sehr bekannter Rechtsanwalt, zu jener Zeit begann er sich erst einzuführen und war noch nicht reich und berühmt genug, um bei der Begegnung mit einem alten Freunde das Recht zu haben, ihn nicht zu erkennen und den Hut nicht zu ziehen. Ich war ein bis zweimal in der Woche bei ihm. Wenn ich zu ihm kam, kimmelten wir uns beide auf die Sofas hin und begannen zu philosophieren.

Als ich einmal auf dem Sofa lag, sprach ich darüber, daß es keinen undankbareren Beruf gäbe, als den des Anwalts. Ich wollte beweisen, daß das Gericht nach beendeter Zeugenvernehmung sowohl den Staatsanwalt wie auch den Verteidiger leicht entbefren könnte, denn sie wären beide nicht notwendig und störten nur. Wenn ein reifer, seelisch und geistig gesunder Gerichtsassessor übergenut ist, daß die Rede weiß, daß Jwanow schuldig ist, so ist kein Demosthenes im Stande, gegen diese Behauptung anzukämpfen und sie zu besiegen. Wer kann mich überzeugen, daß ich einen roten Bart habe, wenn ich weiß, daß er schwarz ist? Wenn ich einen Redner höre, so werde ich vielleicht zu Thränen gerührt sein, aber meine eingewurzelte Ueberzeugung, die größtenteils auf augenscheinlichen Thatsachen begründet ist, wird dadurch nicht im geringsten erschüttert. Mein Rechtsanwalt dagegen bewies, daß ich noch jung und dumm wäre und Unsinns redete. Seiner Ansicht nach wird eine wahrnehmbare Thatsache dadurch, daß sie von gewissenhaften, sachkundigen Menschen bezeugt wird, erst deutlich sichtbar. Zweitens wäre das Talent eine elementare Kraft, ein Sturm, der Steine in Staub zu zerlegen vermag, und nicht nur die Ueberzeugung der Bürger und Konsente zweiter Gilde. Mit dem Talent zu ringen ist für die menschliche Ohnmacht ebenso schwer, wie ohne zu blinzeln in die Sonne zu sehen oder den Wind aufzuhalten. Ein einziger Sterblicher befehrt Tausende überzeugter Wälder durch die Macht des Wortes zum Christentum; Odysseus war der erfahrene Mann in der Welt, aber er wurde von den Sirenen bethört usw. Die ganze Geschichte setzt sich aus ähnlichen Beispielen zusammen, im Leben begegnet man ihnen auf jedem Schritt, und so muß es auch sein, sonst würde ein kluger und begabter Mensch gar keinen Vorzug vor dem dummen und unbegabten haben.

Ich hielt an meiner Ansicht fest und fuhr in meiner Beweisführung fort, daß die Ueberzeugung stärker sei, als alles Talent, ob gleich ich, offen gesagt, selber nicht genau zu bezeichnen verstand, was Ueberzeugung und was Talent sei. Ich sprach wohl nur, um zu sprechen.

„Sprechen wir einmal von Dir . . .“ sagte der Rechtsanwalt. „Du bist augenblicklich überzeugt, daß Deine Braut ein Engel ist und daß es in der ganzen Stadt keinen Menschen giebt, der glücklicher ist als Du. Und ich sage Dir: es genügen mir 20—30 Minuten, daß Du Dich an diesen selbstigen Tisch setztest und Deiner Braut abschreibst.“

Ich lachte.

„Lache nicht, ich spreche ernst,“ sagte mein Freund. „Wenn ich es will, wirst Du in 20 Minuten glücklich sein, wenn Du daran denkst, daß Du nicht zu heiraten brauchst. Ich habe kein außergewöhnliches Talent, aber auch Du gehörst ja nicht zu den Starlen.“

„So versuche es!“ sagte ich.

„Nein, wozu denn? Ich habe es ja nur so gesagt. Du bist ein guter Junge, und es wäre grausam, Dich zu einem solchen Versuch zu gebrauchen. Außerdem bin ich heute nicht dazu aufgelegt.“

Wir setzten uns an den gedachten Frühstückstisch. Der Wein und meine bei Katscha weikenden Gedanken, meine Liebe, erfüllten mein ganzes Wesen mit Glück und Jugendfreude. Mein Glück war so grenzenlos groß, daß der mir gegenüberstehende Anwalt mit seinen grünen Augen mir ganz unglücklich, so klein und grau erschien . . .

„Versuche es doch!“ drang ich in ihn. — „Nun bitte!“

Der Anwalt nickte mit dem Kopf und machte ein ärgerliches Gesicht. Ich begann ihn offenbar schon zu langweilen.

„Ich weiß,“ sagte er, „daß Du mir nach meinem Versuch dankbar sein und mich Deinen Retter nennen wirst, aber man muß doch auch an das Mädchen denken. Sie liebt Dich und würde infolge Deiner Abjage leiden. Und wie schön ist sie! Ich besinne Dich.“

Der Anwalt seufzte, trank ein Glas Wein und begann davon zu sprechen, wie schön meine Katscha sei. Er hatte eine außerordentliche Begabung, etwas zu schildern. Ueber die Wimpern oder den kleinen Finger einer Frau konnte er eine halbe Stunde sprechen. Ich hörte ihm mit Vergnügen zu.

„Viele Frauen habe ich in meinem Leben gesehen,“ sagte er, „aber ich gebe Dir als Freund mein Ehrenwort, Deine Katalia Andrejevna ist eine Perle, ein seltenes Mädchen. Natürlich hat sie auch Fehler, sogar viele, muß ich Dir sagen, aber sie ist bezauhernd.“

Und der Advokat begann, von den Fehlern meiner Braut zu sprechen. Jetzt verstehe ich sehr gut, daß er im allgemeinen über Frauen und ihre schwachen Seiten sprach, damals schien es mir aber, daß er nur von Katscha redete. Er war entzückt von ihrem Stumpfnäschen, von den lauten Anrufen, dem freischwebenden Lachen, dem Gezierten an ihr, von alledem, was mir an ihr so wenig gefiel. All das war seiner Ansicht nach an ihr unendlich lieb, grazios und weiblich. Ohne daß ich es bemerkte, ging er bald von dem begeistertsten Ton zu dem väterlich belehrenden, nachher zum leicht verächtlichen über. . . Der Gerichtspräsident war nicht dabei, so daß niemand den sich erregenden Anwalt zur Ruhe mahnen konnte. Ich fand keine Zeit, den Mund zu öffnen; was konnte ich auch sagen? Mein Freund sagte nichts Neues, etwas, das allen schon bekannt war, die ganze Geschäftigkeit bestand nicht darin, was er sprach, sondern in der anathemischen Form. Das ist eine vertenselte Form! Als ich ihm damals zuhörte, erfuhr ich, daß ein und dasselbe Wort tausend Bedeutungen und Schattierungen hat, je nachdem es ausgesprochen wird, und je nachdem der Satz gebildet wird. Natürlich kann ich Ihnen weder jenen Ton, noch die Form wiedergeben, ich kann Ihnen nur sagen, daß, während ich dem Freund zuhörte und von einer Ecke des Zimmers nach der andern ging, ich mich mit ihm zusammen erregte, ärgerte und, wie er, verachtete. Ich glaubte ihm sogar, als er mir mit Thränen in den Augen mitteilte, daß ich ein großer Mann und eines besseren Schicksals würdig wäre, daß ich bestimmt wäre, etwas Großes in Zukunft zu leisten, wobei mir die Heirat im Wege stehen könnte!

„Lieber Freund!“ rief er, und drückte mir fest die Hand. „Ich flehe Dich an, ich beschwöre Dich: überlege es Dir, bevor es zu spät ist. Besinne Dich! Der Himmel selber schützt Dich vor diesem seltsamen, grausamen Fehler! Freund, verliere nicht Deine Jugend!“

Glaubt es mir oder auch nicht, wenn ich Euch sage, daß ich schließlich am Tisch saß und an meine Braut einen Abjagebrief schrieb. Ich schrieb und freute mich, daß es noch nicht zu spät war, den Fehler wieder gut zu machen. Nachdem ich den Brief geschlossen hatte, jagte ich hinunter, um ihn in den Kasten zu werfen. Der Anwalt begleitete mich.

„Ausgezeichnet! Vortrefflich!“ lobte er mich, als mein Brief an Katscha im Dunkel des Briefkastens verschwunden war. „Ich gratuliere Dir von Herzen. Ich freue mich für Dich.“

Als der Anwalt etwa zehn Schritte mit mir gegangen war, fuhr er fort:

„Natürlich hat die Heirat auch ihre guten Seiten. Ich gehöre zum Beispiel zu denjenigen Menschen, für welche die Ehe und das Familienleben alles bedeutet.“

Und er begann bereits sein Leben zu schildern, und vor mir erstanden alle Unzuträglichkeiten des einjammen Lebens eines Hagestolzes.

Mit Begeisterung sprach er von seiner zukünftigen Frau, von den Freunden des täglichen Familienlebens, und er begeisterte sich so schön, so aufrichtig, daß, als wir die Thür erreicht hatten, ich bereits in Verzweiflung war.

„Was thust Du mit mir, schrecklicher Mensch?“ fragte ich, nach Atem ringend. — „Weshalb liebst Du mich jenen verdammten Brief schreiben? Ich liebe sie, ich liebe sie!“

Und ich schwor, daß ich sie liebte, entsetzte mich über meine That, die mir bereits sinnlos und toll erschien. Eine stärkere Gemütsbewegung als jene, die ich damals durchmachte, kann man sich gar nicht vorstellen, meine Herren. O, was ich damals durchgemacht und empfunden habe! Wenn sich ein guter Mensch gefunden hätte, der mir einen Revolver in die Hand gesteckt hätte, so würde ich mir mit Wonne eine Kugel in den Kopf geschossen haben.

„Nun genug, genug. . .“ sagte der Advokat lachend und klopfte mir auf die Schulter. „Höre auf zu weinen. Der Brief wird nicht an Deine Braut gelangen. Nicht Du hast, sondern ich habe das Couvert adressiert, und ich habe dafür gesorgt, daß sie auf der Post daraus nicht klug werden. Das alles soll für Dich eine Lehre sein: streite nicht über Dinge, von denen Du nichts verstehst.“

Jetzt, meine Herren, soll der Nächstfolgende sprechen. Der fünfte Affessor setzte sich bequem zurecht und öffnete schon den Mund, um seine Erzählung zu beginnen, als die Turmuhr zu schlagen anfing.

„Zwölf“ . . . zählte einer der Assessoren. „Und in welche

Kategorie bringen Sie, meine Herren, die Empfindungen, die jetzt unser Verklagter empfindet? Er, dieser Mörder, übernachtet hier im Gericht, in der Haftzelle liegt oder sitzt er und schläft offenbar nicht, sondern horcht während der ganzen schlaflosen Nacht auf die Schläge der Turmuhr. Woran denkt er? Welche Träume beschleichen ihn?“

Plötzlich vergaßen die Assessoren alle „heftigen Gemütsbewegungen“. Das was ihr Gefährte erlebt, der einst an Katscha den Brief geschrieben hatte, erschien ihnen unwichtig. Es wurde nichts mehr erzählt, sie legten sich in lautiöser Stille schlafen. . .

Kleines Feuilleton.

k. Das gelobte Land des Redacteurs ist bei den Hindus zu suchen; wenigstens möchte es nach einer Schilderung so scheinen, die wir in einer englischen Zeitschrift finden. Als unlängst die Nummer einer neuen Hindu-Zeitung erschien, waren die Käufer nicht wenig überrascht, daß sie fast zur Hälfte aus leeren Spalten bestand. Folgende redaktionelle Bemerkung erklärte jedoch diese merkwürdige Thatsache: „Wir bedauern, daß diese unsre Jungfernummer infolge falscher Berechnung der Vollkommenheit entbehrt. Wir glauben, genügend Stoff zu haben und bemühten uns darum nicht, mehr zu erhalten. Wir können unsern nachsichtigen Lesern versichern, daß es nicht wieder vorkommen wird und vertrauen darauf, daß die Qualität des Inhalts die Mängel an Quantität völlig ersetzen wird.“ Wenn der Hindu-Redacteur wünscht, eine Zeilang frei von der Arbeit zu sein und Ruhe zu haben, so kündigt er dies einfach folgendermaßen an: „Da wir die Wirkung einer einjährigen unermüdeten Ergebenheit für das Interesse unsrer Leser geistig wie physisch zu spüren beginnen, sind wir es ihnen in ihrem eignen Interesse schuldig, den Rest der Zeit für uns zu fordern, und bitten darum, beachten zu wollen, daß die Zeitung vier Wochen lang nicht erscheinen wird.“ Vor kurzem erschien eine indische Zeitung mit zwei sehr auffälligen leeren Spalten auf der ersten Seite. Der Herausgeber erklärte dies wie folgt: „Wir hatten diese Seite für einen ganz besonders bedeutenden Artikel, dessen Thema von allgemeinem Interesse für unsre Leser ist, bestimmt, doch im letzten Augenblick bemerkten wir, daß der Artikel auf den beiden für ihn reservierten Spalten unmöglich zusammengedrängt werden kann. Er wird daher nächste Woche erscheinen.“ Bei diesen idyllischen Verhältnissen läßt sich ein Zeitungsherausgeber auch durch solche Kleinigkeiten wie Papiermangel nicht im geringsten in Verlegenheit bringen. Es ist schon vorgekommen, wenn der Papiervorrat ausgegangen war, daß Zeitungen auf dunkelgefärbtes Papier oder Tapeten gedruckt wurden. Das beste leistete darin jedoch vor einigen Jahren eine Zeitung in Ahmedabad. Der Papiervorrat war völlig erschöpft und eine neue Sendung ausgeblieben, und so erschien dann eine Ausgabe auf gelbem Papier, es folgte eine grüne, darauf eine stark bläuliche, und so ging es einige Tage weiter, so daß schließlich die Wochenausgabe dem Noth Josefs an Buntheit nichts nachgab. —

— Leuchtpilze. In einer Arbeit von Mac Alpine werden 21 leuchtende Hutpilzarten aufgezählt, von denen elf Arten der Gattung Pleurotus angehören und fünf in Australien heimisch sind. In Europa ist nur der Delbannpilz der Mittelmeerländer als an den Lamellen auf der Unterseite des Hutes leuchtend bekannt; dagegen leuchten bei verschiedenen andern europäischen Pilzen die Fäden und Fasern des Muttergewebes (Mycelium). Die meisten der lebhaft leuchtenden Hutpilze gehören den wärmeren Ländern an. Nach Mac Alpine wäre das Leuchten auf die lebenden Gewebe beschränkt, fände nur bei Gegenwart von Sauerstoff und nicht unter einer gewissen Temperaturgrenze statt, während der Feuchtigkeitszustand ohne Einfluß sei. Es handle sich allem Anscheine nach nirgends um ein Leuchten innerhalb der Zellen, sondern um ausgeschleuderte leuchtende Verbindungen. Wahrscheinlich dient das Leuchten dem Pilze zum Herbeilocken von nächtlichen Insekten, welche die Sporen verbreiten. —

Theater.

Lessing-Theater. „Ueber den Wassern.“ Schauspiel von Georg Engels. — Das Stück hat eine gute Rolle: Stine Kos, die von der Sorma mit prachtvoller Urwüchsigkeit gespielt wurde. Stine ist ein junges verwahrlostes Fischerkind in einem weltentlegenen Stranddorf. Unter rohen, durch die Not des Lebens verwilderten Menschen ist sie aufgewachsen, gestochen und geprügel. Kein Funke menschlicher Liebe hat das Dunkel ihrer armen Seele erhellt. Die eigne Mutter wurde zur Supplerin des Mädchens und, als sie der Gut der Alten entwich, hat sie zu ihrem eignen Vergnügen als Dirne des Dorfes das Handwerk weiter getrieben. Den alten Pfarrer kümmert das wenig, er läßt in seiner Gemeinde alles gehen, so wie es gehen will. Im langen, interträglich eintönigen Verlauf der Jahre hat er sich der Umgebung und ihren Sitten völlig angepaßt. Die schlimmste Gesellschaft ist noch immer besser als die kalte Einsamkeit in seiner hochgelegenen Klausel. Die Pfarrkinder, die er in der Kirche so selten zu sehen bekommt, die sucht er in der Schenke auf. Er zecht mit ihnen, belacht ihre verfallenen Schwärme und Abenteuer und läßt den lieben Gott einen guten Mann sein. Man hat ihn ganz gern, den jovialen Alter; auch Stine mag ihn leiden, aber niemand nimmt ihn mehr ernst. Da nach Jahrzehnten, als der Scandal einmal zu laut geworden, wird

der Alte abgesetzt und ein neuer Priester zieht ins Dorf, ein unerfahrener, jugendlicher Enthusiast, der durch die Kraft seines Willens die trägen Seelen für das Christentum zurückzuerobert träumt, eine reine, aber in ihrem Glaubens- und Zuchtfanatismus lieblos harte, hochmütige Natur. Stine, der er seine Verachtung in verletzender Weise bezeugt, und deren Mutter er kirchliches Begräbnis verweigert, vergift ihm das mit glühendem Hass, mit einem Haß, der um so schmerzhafter in ihr nagt, als ihr das hoheitsvolle Wesen des Fremden — von allem, was sie je gesehen, so im Grunde verschieden —, ein blindes Staunen und eine unbewußte schene Ehrfurcht abzwängt. Und diese beiden Menschen durchleben nun — das ist der Inhalt des Werkes — zusammen, im engeren Raum vereint, die Stunden höchster Gefahr. Eine gewaltige Springslut schweimmt die schützenden Dämme und das Stranddorf hinweg. Nur die Zusassen des auf der Höhe gelegenen Pfarrhauses, der alte Geistliche, der sich eben zur Abfahrt rüstet, der junge Priester und Stine, die, um eine Grabrede für die gestorbene Mutter zu erbitten, hierher geeilt ist, sind dem Tode entgangen. Aber das Schicksal scheint ihnen nur kurzen Aufschub zu gewähren. Hoch und höher steigen die den Berg rings umflutenden, Land und Leben verschlingenden Wasser. Stine fürchtet den Tod nicht. Eine wilde Freude ergreift sie, daß mit ihr, der Unreinen und Verachteten, nun auch der verhasste Priester, der sich von ihr verächtlich wie von einem eklekhaften Gewürm abgewendet hat, dem gleichen Untergang geweiht ist. Heilige und Unheilige — jetzt werden alle trennenden Unterschiede ausgelöscht, alle die Titel und Verdienste, auf welche kränkender Hochmut im Leben gepöcht hat! Es war dies der Gipfelpunkt im Spiel der Sorma. Was sonst vielleicht theaterhaft erschienen wäre, das ergriff durch die Macht ihrer Darstellung wie unmittelbare Wahrheit. Ihre Stine, das Mädchen mit der trozig-niedrigen Stirn, den wirrausgestämmten Haaren, das in geduckter Haltung mit boßhaft funkelnden Augen seinen Haß hinausstreut, und dann, Schläge fürchtend, vor dem alten Pfarrer zurückweicht, war in jeder Nuance der Bewegung und der Stimme echtste Natur. Wunderbar gelang es ihr auch, die Umwandlung, die in dem Herzen des Mädchens sich dann vollzieht, zur Anschauung zu bringen. Der alte Pfarrer, erschrocken durch den furchtbaren Troß, dem er machtlos gegenübersteht, dringt in den jungen Amtsbruder, den starren Hochmut endlich abzulegen und vor dem Tode den Versuch zu machen, durch christliche Zusprache die Seele des armen Geschöpfes „für die Ewigkeit zu retten“. Der Kampf ihres Herzens löst sich, als sie aus dem Munde des Gefürchteten und Verhassten, der nur zögernd der Bitte des Alten folgt, zum erstenmal Worte menschlichen Mißfällens vernimmt. Wenn sie die Kränkung, die er ihr früher zugefügt, als so entschliches Weh empfunden und mit so bitterem Haß hat rächen wollen, so war es ja, weil ihr dieser Fremde unvergleichbar größer als alle andern Menschen erschienen ist, weil sich im Tiefsten ihrer Seele etwas wie sehnsüchtig bewundernde Liebe für ihn regte. Und nun ringt dieses tief Verborgene in ihrer Seele sich hinauf. Nach kurzer Abwehr giebt sie sich gefangen und gierig faßt sie die Worte, mit denen er von der Möglichkeit thatkräftiger Reue und freiwilliger, allen Schmutz der Vergangenheit forspülender Opferthat zu ihr redet, in sich ein. In der Kirche, nach der die drei, als das Pfarrhaus keinen Schutz mehr bietet, fliehen, pflegt sie mit rührender Sorgfalt den Erkrankten. Begierig, eine jener reinigenden Opferthaten zu vollbringen und ihm huldigend zu beweisen, daß es ihr erst ist mit der Sinnesänderung, wirft sie sich in die Fluten, um einen in der Brandung hin und her geschleuderten Kahn, von dem er Rettung erhofft, schwimmend zu erreichen und ans Ufer zu treiben. Die Rettung kommt, doch sie sinkt wieder in dem Meer.

Ein Dichter hätte aus dem Stoff Großes gestalten können. Bei Engel bleibt er zum allergrößten Teil tot und wirkungslos. Eine graue Nüchternheit liegt über dem Ganzen. Der Sturmwind heult nur hinter den Koulissen, das Grausige, die Schauer des Meeres durch Wort und Handlung auf der Bühne selbst wie vor unserm Geist lebendig zu machen, dazu gebracht es an Kraft der Phantasie.

Der erste Akt, der in kraftvoller Steigerung die Stimmung hätte vorbereiten sollen, läuft in eine breit-zerfahrene und bis zum Erscheinen der Stine herzlich langweilige Gemeinlichkeit auseinander. Der alte, weitergebräunte weltlich gesinnte Pfarrer (Willy Grimwald) — welche Prachtfigur hätte das im Stücke werden können! — ebenso wie sein junger, fanatischer Widerpart (E. von Winterstein) bleiben im unbestimmten Schemenhaften und Konstruierten stehen. Man kann sie sozusagen dem Dichter nachrechnen, so ohne Fülle, so mager sind die beiden geraten, so sehr andt aus allen ihren Gesprächen die Absicht des Dichters hervor. Nur Stine hat Leben, wenigstens so, wie sie hier gespielt wurde. Aber auch das Interesse an dieser Figur wird durch die in ihrer Absicht allzu durchsichtige Schlusswendung, durch die der Dichter das arme Mädchen aus der Welt schafft, wesentlich beeinträchtigt.

Der äußere Erfolg des Stückes war sehr stark. Nicht nur der zweite und dritte Akt, in dem die Sorma ihre großen Scenen hatte, sondern auch — und das machte den Applaus etwas verdächtig — der ganz farblose, langweilige, erste Aufzug fand begeisterten Beifall. —

Musik.

Max Reger hat sich in jungen Jahren (geb. 1873 in einem Ortchen Bayerns) durch die Quantität und Qualität seiner Kompo-

sitionen einen in Fachkreisen geachteten Namen gemacht. Er war Jahre lang Schüler Hugo Riemanns und hat anscheinend von diesem die weite Beherrschung der gegenwärtigen Mittel der Musik, die Behandlung dieser Mittel als einer Ausdrucksprache und doch zugleich einen Zug zum Verbleiben in den gegebenen Formen der Tonkunst übernommen. Wie jetzt schon Brahms dem Kompositionslehrer klassische Beispiele für die Behandlung dieser Formen darbietet, so wird wohl bald Reger in ähnlicher Weise zu bemerken sein. Zahlreiche kleinere Klavierstücke, einige Kammermusik, mehrstimmige Gesänge für Solo und auch für Chor füllen einen großen Teil der Reihe seiner Kompositionen. In einem Konzert am 26. d. M. wird Frau J. Desjouis-Triepel auch Lieder von Reger zu Gehör bringen. Am heimischsten scheint unser Künstler auf der Orgel zu sein. Hier besitzt er denn einen für ihn einsehenden Spieler, Herrn Organisten Karl Straube in Wesel, der neben historischen Programmen seiner Konzerte auch Regersche Werke erstmalig vorzuführen pflegt. In einem Konzert vom letzten Donnerstag machte uns Herrn Straubes längst anerkannte Reproduktionskunst mit zwei neueren Stücken seines Schützlings, mit op. 52 und op. 57, bekannt, jenes zwei Choralphantasien, dieses eine „Symphonische Phantasie und Fuge“ enthaltend. Man bekommt eine solche ippige Modernität selten, eine solche aus dem vollsten kreiende Kompositionskunst nicht häufig auf der Orgel zu hören, kam sich aber dem auch sonst bei Reger naheliegenden Eindruck nicht verschließen, daß er eine ganz besondere Freude daran hat, zu zeigen, bis zu welcher Höhe der harmonischen Kühnheiten, der inhaltsreichsten Stimmenfülle und der packenden dominernden Klangmacht er es bringen kann. Allerdings versteht er es häufig auch, diese Virtuosität des Gestaltens in den Dienst eines tieferen Ergreifens, hier und da sogar in den einer Klangschönheit zu stellen; das Vorbereiten irgend einer größeren musikalischen Aussprache durch ein allmähliches Hinführen zu ihr ist eine besondere Kunst von ihm. Welcher Gegenfatz dazu in Gesängen von Hugo Wolf (aus dem „Spanischen Liederbuch“ und aus dem „Moeritebuch“), die in demselben Konzert der ebenfalls gut angesehene Tenor Ludwig Heß mit einer sehr vollen, doch zum Teil etwas derbe behandelten Stimme sang! Farte Stimmungsbilder, mit oft äußerst geringen Tonbewegungen, mit einem vorwiegend auf das Ganze gehenden Wirken und mit einer Naivetät, die thut, als käme da ein Können gar nicht in Betracht!

Eine andre Naivetät, die thut, als brauchte ein Können gar nicht in Betracht kommen, waltete in einem Anfängerkonzert vom neulichen Freitag. Elise Dietrich (nicht zu verwechseln mit ähnlicher benanntem Sängerrinnen) besitzt ein nicht übles Material einer tiefen Altstimme, und bis zu einigen schönen Tönen in der Tiefe sowie zu einem halbwegs warmen Vortrag von R. Franz' „Vergessen“ hat es ihre Ausbildung immerhin gebracht. Ueber alles, was sonst zum Singen gehört, sei lieber ganz geschwiegen. Der mitwirkende Geiger Alfred Schotter aus Wien spielte mit einer dem Hofstand des Violinpiels entsprechend höheren Ausbildung, war aber in dem Mangel an „Erweckung zum Künstlertum“ seiner Kollegin ebenbürtig. —

Notizen.

— Die Erstaufführung des Dreijährigen Einakters am Deutschen Theater mußte wegen Unpäßlichkeit der Frau v. Pöllnig verschoben werden. —

— Georg Hirschfelds Märchendrama „Der Weg zum Licht“ wird eine der nächsten Novitäten des Deutschen Theaters sein. —

— Auch Marcel Salzer ist für das „Bunte Brett“ in der Köpenickerstraße „gewonnen“ worden. Schließlich hat Wolzogen alle Brett-Sterne um sich und kann den Betrieb x-schichtig einrichten, hier und in der Provinz — wenn der Kommandit-Geldbeutel langt und die Gebuld des Publikums aushält. —

— Sudermanns „Es lebe das Leben“ erringt sich einen Achtungserfolg nach dem andern. (Hamburg, Frankfurt a. M.) Das wird nicht hindern, daß das Stück riesig „gen“ macht. —

— Das neue Stück Frank Wedekinds „So ist das Leben“ hat bei der Erstaufführung im Münchener Schauspielhause dasselbe Schicksal gehabt, wie alle bisherigen Arbeiten desselben Autors: Es wurde leidenschaftlich bezichtigt und beklatscht. —

— Der neue Vorstand der Berliner SeceSSION: Max Liebermann 1. Vorsitzender, Ludwig v. Hofmann 2. Vorsitzender, Walter Leistikow 1. Schriftführer, Louis Corinth 2. Schriftführer, August Gaul Säckelwart, Fritz Klimsch und Max Slevogt Vorsitz. —

— Als Nachfolger Endes übernimmt Varrat Schwächten vom 1. April das Meisteratelier für die aus der Antike abgeleiteten Bausteine. —

— Henma der Füße bei Kanarien behandelt man, wie „Aerhus“ anät, durch Einpinseln der roten, verdickten und schmerzhaften Stellen mit einer Lösung von Salicylsäure 1 in 10 Teilen Glycerin, sowie Einwickeln der Füßchen in seine Planellstreifen. Ins Getränk gebe man ein Körnchen salicyltaures Natron und halte den Vogel recht warm. —